Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums

Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog

Band: 7 (1951)

Artikel: Johann Adam Gottfried : ein Proselyt aus dem Judentum des 18. Jahrhunderts

Autor: Schäppi, Lydia

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961626

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JOHANN ADAM GOTTFRIED

Ein Proselyt aus dem Judentum des 18. Jahrhunderts

von Lydia SCHÄPPI, Basel

Aus einer alten Bibliothek ist mir ein kleines, völlig unbeachtetes Büchlein aus dem Jahre 1770 in die Hände gefallen, das den Titel trägt:

> „Wahrhafter Bericht von Gottfrieds sonderbarer Bekehrung vom Judenthum zum Christentum
> und
> von seiner fernern Führung seit seiner heiligen Taufe, die im Jahr 1750 zu Christian Erlang geschahe, bis hieher,
> von ihm selber aufgesetzt und dem Druk übergeben."

Der Verfasser dieses genau 100 Seiten zählenden Büchleins, dessen jüdischer Name Natan war, und der bei seiner Taufe die Namen Johann Adam Jacob August Christian Conrad Gottfried erhielt, hat wohl auch heute noch Christen und Juden mancherlei zu sagen. Den Christen mag er das Verständnis des eigenen Glaubens vertiefen und den Juden zumindest die Achtung vor seiner Bekehrungsgeschichte abnötigen. Sein Stil ist von einer wunderbaren Frische und Anschaulichkeit und unterscheidet sich aufs angenehmste von demjenigen einer gewissen erbaulich-christlichen — und vielleicht auch jüdischen — Literatur unseres 20. Jahrhunderts. Möchte er also von recht vielen gehört werden!

Gottfried wurde im Jahre 1726 — nach seiner eigenen Erzählung — in Altona bei Hamburg als Sohn sehr reicher jüdischer Eltern geboren. Er sollte ursprünglich Diamantschleifer werden; seine Mutter schickte deshalb auch den erst Neunjährigen zur Erlernung dieses Berufes zu einem ebenfalls sehr reichen Onkel nach London, der dort diesen Beruf ausübte. Der Onkel behielt den Jungen sechs Wochen bei sich und schickte ihn dann, als zu schwach für diesen Beruf, wieder nach Deutschland zurück. Gottfrieds Vater verlor in

dieser Zeit sein ganzes Vermögen und starb früh; die Mutter zog mit Gottfried nach Ungarn in die Nähe reicher Verwandter, die sich dann des Kleinen annahmen und ihn in Eisenstadt in die dortige Jeschiwe schickten, wo er „Mischne und Gmore" lernen sollte. Nach Studienjahren in Eisenstadt und später in Fürth wurde er dann von den Juden nach Sulzberg als Melammed (Praeceptor) berufen — mit 21 Jahren! —. Dort erlebte er als Einundzwanzigjähriger seine Bekehrung zum Christentum, die er später hier selber ausführlich erzählen soll. Er studierte nun christliche Theologie zu Neustadt, Nürnberg und Erlangen, versuchte dann vergeblich eine Lektorenstelle zu bekommen, wurde Hauslehrer in Schwäbisch Hall und Kupferzell, heiratete und zog nach Gerabronn. Zu seiner Verehelichung bemerkt er: „Man sollte freilich zuerst einen Dienst haben, ehe man an so etwas denkt, daher will ich mich auch nicht rechtfertigen!" Er bekam drei Söhne und mußte sich und seine Frau und die Kinder durchbringen. Zu diesem Zweck schrieb er nun das Buch:

„Vernünftiger, gründlicher und kurzer Unterricht

I. in der natürlichen Religion,
II. in der geoffenbarten Religion und deren vornehmlichen Streitigkeiten,
III. in der christlichen Sittenlehre.

Schriftmäßige Vorstellung und freundschaftliche Ermahnung an sämtliche Jüdische Proselyten jetziger Zeit, aus Col. 1,12—14, in Form einer geistlichen Rede vorgetragen. Nebst einer Vorrede von S. T. Herrn Philipp Ernst Kern, Super. in Weikersheim"[1].

---

[1] I. F. A. de le Roi: Die evangelische Christenheit und die Juden, 1. Band, Karlsruhe und Leipzig, Verlag von H. Reuther, 1884. S. 402:

„Es erschien eine Reihe von Schriften aus seiner Feder. In Tübingen — 1753 —: „Der trostlose Jude in der letzten Todesstunde", nebst einem Ermahnungsschreiben an Rabbi Koppel Fränkel in Fürth... An seine früheren Glaubensgenossen richtete er aber auch noch eine andere Schrift, die in demselben gewinnenden Tone geschrieben ist und 1753 in Basel erschien, „Der bußfertige Sünder". 1759 kam in Anspach heraus „Schriftmäßige Vorstellung und freundschaftliche Ermahnung an sämmtlicke Proselyten der jetzigen Zeit, unter Zugrundelegung von Col. 1,12—14", und „Rührungen eines jüdischen Proselyten in den ersten Augenblicken seiner Bekehrung",

Dieses Buch und diesen Traktat vertrieb er nun, indem er erst selber in Deutschland herumreiste — er kam mit seinen Werken aber auch bis in die Schweiz — und später dann Mittelleute für denselben Reisedienst anstellte. Man wird sich fragen, warum er denn nach vollendetem Theologiestudium keine Pfarrstelle annahm. Das erklärt er folgendermaßen: „Ich brachte es auch wirklich dahin, daß ich eine wolgesetzte, zierliche und rednerisch eindrückliche Predigt verfertigen konnte. (ich rede thörlich.) Wie es aber wirklich dazu kam, daß ich predigen wolte, wurde ich durch eine Schüchterheit davon abgehalten... Dieses schmerzte mich zu allen Zeiten nicht wenig, um so viel mehr, da mich diese Schüchternheit völlig auser Stande setzte, mit der Zeit Pfarrer zu werden und mein zeitlich Glück zu machen..."

Hier bricht die eigentliche Biographie Gottfrieds ab[2]. Man erfährt noch, daß er viel Ärger und Schwierigkeiten beim Vertrieb seiner Bücher hatte, er rechtfertigt sich auch wegen des relativ hohen Preises, den er für seine Schriften verlangt. Die Schilderung seiner Erlebnisse mit den verschiedenen „Reisenden", die er zum Vertrieb seiner Schriften angestellt hatte, ist köstlich und unterhaltend. Aber sie ist ohne jegliche weitere oder gar tiefere Bedeutung. Wichtig ist ihm nun nur noch die Geschichte seiner Bekeh-

---

Lindau 1759. Sodann veröffentlichte er „Vernünftiger Unterricht über die natürliche Religion und deren vornehmste Streitigkeiten und über die christliche Religion", eine Schrift, die bis 1766 bereits 3 Auflagen erlebt hatte. „Schnelle Bekehrung eines wider Jesum erbitterten Juden" 1771. „Welche Sünde der heutigen Christenheit mag wohl die wahre und einige Ursache der jetzt hereinbrechenden Gerichte Gottes sein?" Frankfurt und Leipzig 1772. „Ein Charfreitagsconfekt", und endlich „Sammlung aller im gemeinen Leben nothwendigen französischen Wörter und Redensarten". Onolzbach 1773.

[2] Aus I. F. A. de la Roi's Werk „Die evangelische Christenheit und die Juden", 1. Band, Karlsruhe und Leipzig, Verlag von H. Reuther, 1884, S. 401, entnehmen wir als Ergänzung zu Gottfrieds Selbstbiographie über sein Leben Folgendes:

„Er wurde nun völlig Literat und verheirathete sich 1758 mit Sibylle Juliana de la Magdaleine... Durch Unterrichtgeben an verschiedenen Orten in lateinischer, hebräischer, griechischer und französischer Sprache und durch Bücherschreiben erhielt er sich und seine Familie nur schwer, war aber stets dankbar, und sein Sterbebett war ein wahres Siegesbett. Er starb 1773."

rung. Er erzählt sie nicht, um sich selber groß und wichtig zu machen, sondern allein zur Ehre Gottes, um seinen Mitmenschen zu helfen.

Er meint, die erste Frage, die man ihm stellen werde, sei wohl immer die nach Grund und Ursache und „Gelegenheit" seiner Bekehrung, und er bekennt von sich, daß er wohl zu denjenigen gehöre, von denen der Prophet Jesaja im 65. Kapitel sagt: „Ich werde gesucht von denen, die nicht nach mir fragten, ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchten". „Denn zu der Zeit, da ich noch nicht einmal wußte, was Christen sind, und ob Jesus jemals auf der Welt gewesen, reckte schon der liebe Heiland seine Segenshände zu mir aus". Nun erzählt Gottfried seine erste Begegnung mit Jesus von Nazareth:

„Während meines Aufenthaltes in London, welcher etliche Monate dauerte, gerieth ich unter Christenknaben, die sich vor meines Vetters Hause oft versammelten und daselbst spielten. Ich spielte mit ihnen. Ich merkte, daß so oft einem Knaben unter den Spielern etwas unvermuthetes begegnete, er, nach der üblen Gewohnheit, die auch in Deutschland ist, ausrief: Dschiesus! (Jesus, englische Aussprache). Da ich als geringer Knabe von 9 Jahren nicht wußte, was dieses Wort bedeute, sondern dachte, es sey nur eine Exclamation, so rief ich ebenfalls aus: Dschiesus! Mein Vetter hörte es, zog mich ins Haus hinein und sprach zu mir: Du gottloser Mensch! Was hast du da gesagt! Weißt du auch, was das ist? das ist der Tole (der Gekreuzigte, den die Juden gemartert und gecreuzigt haben, weil er sich einen Sohn Gottes, Messias und Erlöser des menschlichen Geschlechts nente" (S. 33).

Der Zweck dieser Strafrede, nämlich dem kleinen Jungen von allem Anfang an Abneigung und Abscheu vor diesem Jesus einzuprägen, wurde aber nicht erreicht, im Gegenteil. Gottfried nennt seinen Onkel vielmehr „mein erster Evangelist". „Denn ich war nicht nur attent auf diese mir so neue Erzelung, sondern es gieng auch ein sanftes Wehen des heil. Geistes in meinem Herzen dabei vor. Mich dünkte, etwas liebliches, mitleidiges und gutmeinendes gegen alle armen Menschen in dem Angesichte dieses Jesu des gecreuzigten zu erblikken, und es war mir ganz wohl im Herzen... Damals, sage ich, hat mich der heil. Geist zum ersten mal angefaßt

...“ (S. 34). Denn von all den merkwürdigen und erstaunlich neuen Dingen, die er damals in London gesehen und die sich sonderlich der Jugend ins Gedächtnis prägten, sei ihm nicht mehr das Allergeringste erinnerlich. Nur das Wort „Dschiesus“ und die Auseinandersetzung mit seinem Onkel sei in ihm unauslöschlich geblieben, und er schließt daraus, daß der heil. Geist sich eben dieser Geschichte habe bedienen wollen, um schon in seiner frühen Jugend Jesus ihm nahe zu bringen und den Glauben an ihn „durch ein kleines Töchtlein“ schon im Kinde anzuzünden.

Allein in Eisenstadt und Fürth, auf der hohen jüdischen Schule, der Jeschiwe, ist in ihm das kleine Fünklein Liebe zu Jesus gar bald erloschen. Er kam unter strenge gesetzliche, jüdische Zucht. „Tag und Nacht mußte ich mich mit der Erlernung des Talmuds und mit der genauen Beobachtung der mancherlei jüdischen Sazzungen beschäftigen, in meinem Herzen aber war nicht die geringste Ahndung und Empfindung mehr von einem Heilande, sondern gieng so bei 6 Jahren drunter hin, wie eben die Juden alle.“ Durch das Anhören der Urteile der Juden über Jesus von Nazareth erwuchs jetzt auch in ihm eine Feindschaft gegen Jesus, „die war gewis nicht geringer als bei denen übrigen Juden“ (S. 35).

Aber wieder ereignete sich etwas in seinem 15. Altersjahr, das ihm „einen zweiten Besuch und eine neue Auffassung vom lieben Heiland“ brachte. Und es ist wieder, ähnlich wie schon beim ersten Mal, eine „Unart“, die diese zweite Begegnung mit Christus herbeiführt. „Ich begieng nemlich einmal in der Schule einen Leichtsin“ (S. 36), so beginnt er in köstlicher Aufrichtigkeit und unter Vermeidung aller großen, schönen und leeren Worte die Schilderung seiner zweiten Christusbegegnung. Hier wird besonders deutlich, was uns den Verfasser dieses „wahrhaften Berichts“ von allem Anfang an lieb werden läßt: er ist absolut wahrhaftig, ehrlich gegen sich und andere, er schwelgt nie in Frömmeleien und gründet seine religiösen Erlebnisse nicht in den Wolken, sondern in seiner realen Welt.

Der Leichtsinn in der Schule hatte seine Folgen. „Mein Rebbe reprimandirte mich deswegen in Gegenwart der andern Schüler, sprach unter anderm: Das ist ein böser Jung, was gilts, der läßt sich noch schmadden!“ (taufen). Diese Rede ging dem jungen

Menschen gar sehr zu Herzen, und es blieb in ihm „ein großes Nachdenken", und der Rebbe wurde „mein zweiter Evangelist" (S. 37), gegen seinen Willen freilich, denn diesmal war in ihm im Unterschied zu der ersten Begegnung mit Christus keine Freude, sondern nur Traurigkeit und eine große Bitterkeit gegen Jesus Christus und seinen Kreuzestod. Aber auch diese Gedanken ließen sich durch ununterbrochenes Lernen, durch die stetige Beschäftigung mit dem Talmud und anderen jüdischen Dingen wieder unterdrücken.

Aber noch einmal, kaum ein Jahr später, ereignete sich unter einem anderen Lehrer eine ähnliche Geschichte. Gottfried war wieder einmal unartig. Und auch der zweite Lehrer sprach in seiner Strafpredigt, ohne von der ersten Sache zu wissen, dieselbe Vermutung aus. Gottfried, der damals noch Natan hieß, werde sich gewiß noch einmal vom Judentum abwenden und Christ werden. Nun war auch Gottfried überzeugt, daß „eine große Sündigkeit" in ihm stecken müsse, und daß Gott gleichsam als ein Verhängnis über ihm beschlossen habe, er müsse vom jüdischen Glauben abfallen. Er glaubte, daß Gott ihn deshalb auch in seinem Gebet nicht mehr hören werde, der tägliche Gottesdienst in der Synagoge brachte ihm keine Erleichterung und Zufriedenheit mehr, er fühlte sich, seiner großen Sündigkeit wegen, bereits als Ausgestoßener und wurde ganz tiefsinnig und melancholisch, ohne sich in seiner Not einem Menschen eröffnen zu können.

Dies alles änderte sich dadurch, daß aus dem Schüler ein Bocher (Student) und schließlich gar ein Melammed (Praeceptor) wurde. Er war jetzt viel freier, wurde von den Juden geehrt, hatte gute Kost, Wohnung und Besoldung. Die Freiheit nützte er dazu aus, um die Welt und ihre Freuden kennen zu lernen, und sie gefielen ihm gar wohl, so daß sein Herz schließlich „mit allzu vielen Lappalien beschwert wurde, als daß es sich Zeit genommen hätte, zu untersuchen, ob mein Gebet von Gott erhört werde oder nicht". Zuletzt kam er so weit, daß er sich weder um die eine noch um die andere Religion mehr kümmerte, am wenigsten aber um die christliche. Er lebte so in den Tag hinein und glaubte einfach gar nichts mehr. Einmal aber ging er an der christlichen Kirche von Sulzbürg vorbei. „Ich hörte darin die ganze Gemeinde singen. Nun habe ich

zwar die Worte, welche gesungen wurden, nicht vernehmen können; allein durch den bloßen mir sehr lieblich und eindrücklich geschienenen Ton kam mir der liebe Heiland dermaßen ans Herz, daß ich nicht wußte, wie mir geschahe". Und bei dieser neuerlichen Begegnung mit Christus, dieser vierten Evangelisation, geschah nun etwas Neues: Gottfried spürte nicht mehr nur die Aufforderung, sich zu Christus zu wenden, wie die ersten Male, sondern „das Marterbild Jesu fieng an, mit großer Kraft in mein Herz zu funkeln. Meine Freude über diesen Anblick war sehr groß, Jesus gefiel mir wohl. Und vom selbigen Augenblick an rechne ich auch eigentlich, daß der heil. Geist mein Herz aufgeschlossen, um in mir die erste Liebe Jesu auszugiessen" (S. 45).

Gottfried wirft selber sofort die Frage auf, die sowohl Christen und Juden aller Zeiten angesichts dieser Schilderung hier stellen werden: ist das nun eine „rechte", wirkliche, volle Bekehrung durch eine bloße Melodie, ohne Schriftbeweis?

Gottfried bittet, man möge doch „die Sache recht einsehen" und werde dann wohl finden, daß die „ordentliche Methode des heil. Geistes sey, das Glaubensgeschäft in dem Herzen eines Juden anzufangen". Die Betonung liegt hier auf „anfangen". Denn gewiß gebe es für den Juden kein anderes Mittel als die heilige Schrift, um Jesus als den wahren Messias zu erkennen. Er dürfte auch auf keine außerordentliche Eingebung oder Erscheinung eines Engels warten. Gottfried weist allen bloßen Wunderglauben weit von sich. Ein Jude müsse vielmehr arbeiten, findet er, um Jesus Christus zu erkennen, dadurch, daß er das Alte und das Neue Testament miteinander vergleiche und prüfe. Aber „ein blinder Jude" müsse erst dazu „determinirt" werden, daß er die Bibel so lese, damit er den Messias in ihr suche und finde. Und das geschehe nicht durch sein eigenes Können und Wollen, sondern allein durch die gratia praeveniens, die vorlaufende Gnade. Worin besteht aber diese gratia praeveniens? „Darin, daß der heil. Geist einem armen Juden vorher gleichsam eine Lust zum christlichen Glauben macht. Er macht sich das wenige, was ein Jude in seinem Leben hin und wieder von Jesu gehört... zu Nuz und stelt ihm das Evangelium von Christo als wichtig, süße, vorteilhaft, ja zur Seligkeit unentbehrlich vor... Diese vom heil. Geist zu wirkende Neigung zu Jesus muß

allerdings vorhergehen, um einen Juden dadurch in den Stand zu sezzen, daß er alles, was er hernach von Christo in der Schrift findet, von selbsten und gerne approbiret" (S. 47). Zur Erweckung solcher Lust im Herzen eines Juden bedient sich der heilige Geist „allerhand Gelegenheiten". Bei Gottfried war es der dreimalige kindliche Ungehorsam, und zuletzt war es das christliche Singen. „Mein erster Gedanke war: alles, was von diesen Christen jetzt gesungen und gebetet wird, das gehet alles auf den Tole (den Gekreuzigten)".

Erst jetzt folgt die eigentliche theologische Besinnung: „In dieser Situation fiel mir einmal ein: weil du schon oft von den Juden selbst gehört hast, daß sich die Christen zur Vertheidigung ihres leidenden und sterbenden Messias selbst auf das alte Testament und insonderheit auf das 53. Capitel des Propheten Jesajas berufen, so wilst du doch einmal dieses Capitel aufschlagen und sehen, ob dann die heil. Schrift mit den Gedanken deines Herzens überein komme" (S. 52).

Nun liest Gottfried Jesaja 53, „das erste mal mit Attention", oder man könnte auch sagen: mit den Augen des Glaubens, und er findet alles bestätigt. Jesus von Nazareth ist der Messias auch des alten Testamentes.

Gottfried will sich nun „in Gottes Namen zu den Christen begeben". Zunächst kündigt er seine Stellung als Melammed bei den Juden in Sulzbürg. Dann entdeckt er sich einem christlichen Bauern namens Seiz, zu dem er Vertrauen hat. Aber Seiz will erst lange nichts von der Sache wissen, findet sich aber, auf Gottfrieds inständiges Bitten hin, bereit, nach Nürnberg zu gehen und dort den „Herr Pfarrer Hirsch bei St. Laurenzen" um weiteren Rat und Hilfe für Gottfried zu bitten. Er kommt zurück mit der Antwort, Gottfried solle nur fleißig beten. Der Herr Pfarrer Hirsch scheint sich die Sache Gottfrieds etwas gar leicht gemacht zu haben und meinte wohl, mit einer frommen Ermahnung sei für ihn die Angelegenheit erledigt. Jedenfalls hatte er Gottfrieds Bitte um väterlichen Rat, Hilfe und christliche Unterweisung nach vier Wochen, da Gottfried selber zu ihm kam, total vergessen und auch keinerlei Anstalten getroffen, den christlichen Taufunterricht vorzubereiten. Seelenfang kann man diesem geistlichen Herrn also gewiß nicht

vorwerfen! Obendrein wird Gottfrieds Begehren auf Taufunterricht und Aufnahme in die christliche Gemeinde auch vom Nürnberger Magistrat abgelehnt mit der Begründung, es sei ja erst kurz vorher ein gelehrter Jude von Fürth zur heiligen Taufe angenommen worden. Mit der Aufnahme eines Juden in die christliche Gemeinde übernahm diese damals auch die Verpflichtung, für den Proselyten „aufs beste zu sorgen", und die guten Nürnberger fanden offenbar, zwei Proselyten binnen kurzer Zeit sei für ihre Stadtkasse zu viel! Für Gottfried war das begreiflicherweise eine schwere Zeit. Trost und Stärkung fand er nicht bei den Nürnberger Theologen und Magistraten, wohl aber beim „Wachtmeister unter dem Frauenthor", der ihn jedesmal, wenn er in seiner Bekümmernis zu ihm kam, mit den alttestamentlichen Zeugnissen von Christus „unterhielt".

Der vergeßliche Herr Pfarrer Hirsch in Nürnberg fand dann wenigstens für Gottfried einen bereitwilligeren Helfer in einer anderen Stadt: Pfarrer Dr. Pfeiffer in Erlangen. Dieser geistliche Herr scheint sich wirklich für Gottfried eingesetzt und ihn in aller Ausführlichkeit und Verantwortlichkeit unterrichtet zu haben. „Er gab sich nicht nur viele Mühe, mich auf alle möglichen Stellen des Alten Testamentes von Christo zu bevestigen, sondern suchte mir auch nach der Ordnung des Catechismi die Glaubens-Artickel der christlichen Religion beizubringen". Der Taufunterricht dauerte $1^3/_4$ Jahre, denn dem Pfarrer Pfeiffer war es sehr daran gelegen, „gewis zu wissen, ob ich auch von Herzen glaube, daß Jesus von Nazaret, den ich nun mit dem Munde bekenne, der wahre Messias und Weltheiland sey" (S. 68).

Vor der Taufe am Himmelfahrtstag 1750 wurde Gottfried „von der löblichen theologischen Facultät" der Universität Erlangen in der christlichen Lehre examiniert! Vor versammelter Gemeinde mußte er ebenfalls noch Fragen beantworten, die alle daraufhin zielten, warum er die jüdische Religion verlassen und die christliche angenommen habe. Vor der christlichen Gemeinde und in Gegenwart seiner 10 Taufpaten, unter denen sich auch der Prorektor der Universität und ein Rat der weltlichen Regierung Erlangens befanden, wurde daraufhin unser jüdischer Freund auf den Namen Johann Adam Jacob August Christian Conrad Gottfried getauft.

Aber damit ist nun die Bekehrungsgeschichte Gottfrieds beileibe nicht etwa zu Ende, wiewohl man das vielleicht annehmen könnte! Er selber wendet sich ganz entschieden gegen eine solche irrtümliche Auffassung, und es sind gerade diese letzten dreißig Seiten seines Büchleins, auf denen er die wahre Vollendung seiner Bekehrung zu Jesus Christus erzählen will, die uns ganz besonders wertvoll und lieb werden können.

Gottfried fährt also fort: „Wie?, werden villeicht einige fragen, ist dann nicht nach der vorhergehenden Erzehlung... bereits eine admirable Bekehrung zu Stande gekommen? Es ist freilich etwas betrübtes, daß heutigen Tages ein falscher Wahn einreißt, daß man ein paar Rührungen, die freilich vom heil. Geist gewirket werden, dadurch er aber nur den Anfang zur Bekehrung machet, schon für die ganze Sache und die seligmachende Gnade hält" (S. 72). Gottfried macht es sich also nicht leicht. Wohl bekennt er noch einmal in Dankbarkeit, daß er zur Zeit seiner Taufe wirklich von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt war, ja, daß er sich gar nicht mehr vorstellen konnte, daß er je noch im Leben einmal von dieser Erkenntnis ablassen könnte, es sei denn, daß er „verrukt im Kopf" werde. Auch habe er wohl eine große Neigung und ein Wohlgefallen an Jesus empfunden, aber weiter sei seine Bekehrung vom Judentum zum Christentum damals nicht gegangen. Und das war entschieden zu wenig.

„Gewissermaßen nahete ich mich zwar nun zu Jesu, aber nicht anders als mit einem bloßen Compliment. Ich dachte eben: nun, Jesu, ehedem habe ich Dich gelästert und Dich für einen falschen Messias gehalten, nun aber siehest Du in mein Herz, daß ich Dich für den wahren halte, folglich wirst Du ja mit mir zufrieden seyn" (S. 73).

Jesus Christus war für den Proselyten Gottfried zur Zeit seiner Taufe also nicht der Christus, der gerade auch für seine Sünden hatte sterben müssen. Er sah in Jesus wohl den Heiland der Welt, einen ganz „allgemeinen" Messias, aber nicht seinen persönlichen Erlöser. Einen solchen hatte Gottfried damals noch nicht nötig. Gleich nach seiner Taufe hatte er sich in Erlangen als „studiosus theologiae" eingeschrieben. Hinterher bekennt er rührend, es sei damals freilich dazu noch ganz und gar nicht die Zeit gewesen, da

er ja noch gar kein Latein gekonnt hätte und sich nur für deutsch gehaltene Kollegien hatte einschreiben können. Aber „damit es nur den Namen haben möge, daß ich Collegia höre!“ (S. 78). Eine andere Tätigkeit als das Studium kam für ihn damals gar nicht in Frage, denn er meinte, wenn er bei den Juden schon Melammed gewesen sei, so könne er bei den Christen ganz unmöglich eine geringere Tätigkeit ausüben! Je mehr er sich aber mit Sprachen und Wissenschaften beschäftigte, umso mehr fing er auch an, den Glauben an Christus lediglich in der buchstäblichen Erkenntnis und im Vielwissen zu sehen. Er dachte, Gott könne und müsse mit ihm zufrieden sein! „Ich glorirte mit meiner Erkenntnis in den Humanioribus und höhern Wissenschaften in meinem Inwendigen und glaubte Wunder, was für ein hoch erleuchteter Mensch aus mir geworden wäre. Anstat ich also immer ärmer am Geiste hätte werden sollen, wurde ich immer hochmüthiger und aufgeblasener“ (S. 81/82). Da war es ein rechtes Wunder und eine gnädige Bewahrung Gottes — wie Gottfried viel später erkennt —, daß er ihm jene unüberwindliche Schüchternheit gab, die ihn hinderte, öffentlich ein Predigtamt zu übernehmen. „Wenn es hoch gekommen wäre, so hätte ich ein Ohrenjukkendes Geschwäz auf die Kanzel gebracht!“ (S. 82).

Aber vorerst konnte Gottfried die Dinge noch nicht in diesem Lichte sehen. Ihm lag vielmehr daran, so rasch wie möglich ein großer Gelehrter zu werden und sich Ruhm, leibliche Vorteile und ein gemächliches Leben zu verschaffen. Erst viel später erkennt er, daß diese erste Zeit gleich nach seiner Taufe für ihn die allergefährlichste seines Lebens war und sein selbstgerechter „christlicher“ Wandel unendlich viel schlimmer als sein Wandel im Judentum. Und doch hatte Gott auch da seine Hand über ihm. In all seiner Sicherheit konnte es geschehen, daß ihn die Frage nach seinem Ende und seinem Tod bedrängte. Es hieß da plötzlich in seinem Innern: weißt du positiv, daß du selig würdest, wenn du heute sterben solltest?

Gottfried kannte zunächst genug Mittel, um auszuweichen und die Unruhe seines Herzens zu ersticken. Er studierte und philosophierte einfach umso heftiger drauf los. „Und so lief ich wieder einige Jahre fort“. (S. 85). Die bloß unterdrückte Angst vor dem

Sterben lief ihm aber nach und stellte ihn eines Tages mit noch größerer Heftigkeit. Noch einmal bot sich ein Ausweg: Gottfried glaubte, die Ungewißheit seiner Seligkeit und seine schreckliche Todesangst rührten bloß davon her, daß er verschiedene Sünden an sich habe, die es zu bekämpfen gelte. Er glaubte, es fehle ihm lediglich am rechten und vollkommenen Wandel, und wenn er diesen erreicht habe, so sei ihm die ewige Seligkeit sicher.

Er tat alles, was er konnte, er verdoppelte seinen Vorsatz, ja, er fing an, sich zu kasteien. Er war wieder in seinem früheren Judentum gelandet, er glaubte wieder und noch immer, trotz christlicher Unterweisung, Taufe und Studium, auf dem Weg der Selbsterlösung zu Gott und damit zur Seligkeit zu gelangen.

Aber „je mehr ich mir vornahm, das Böse zu meiden, je tiefer fiel ich darein... warum? Weil ich die Pferde hinter den Wagen spannte... und weil es mir also an einem mit Jesu Blut besprengtem Herzen fehlte, sondern wollte nur selber das sündige Wesen verjagen und mich erlösen" (S. 91).

Nun will aber Gott ja nicht seine lieben Kinder plagen, sondern ihnen helfen und sie allein durch sein Erbarmen zurecht bringen. Das durfte nach vielen Jahren auch Gottfried erfahren. Ganz zuletzt mußte auch er seinen eigenen Mut völlig sinken lassen. „Herr Gott! seufzte ich, so soll ich also verloren seyn? Und indem ich so seufzte, wurde mir mein verdammter Zustand vor Augen gestellt... und ich gerith in ein tiefes Verzagen an aller eigenen Hilfe. Nun trieb mich der liebe Heiland in die Enge. Denn nun blieb mir in diesem kläglichen Zustande nichts übrig, als zu Jesus als ein großer Sünder zu kriechen und um Pardon und Gnade zu weinen. Lieber Heiland, hieß es, weil ich mir dann nicht mehr zu helfen weiß, so hilf du mir... Es konnte auch der liebe Heiland mein Elend nicht lange ansehen, sondern er absolvirte mich... von allen meinen Verbrechen... und ließ mich seine Gnade kräftig fühlen und schenkte mir ein begnädigtes und fröliches Herz, das an seiner Seligkeit im mindesten nicht mehr zweifeln, vielmehr sich auf den Tod dermaßen freuen konnte, daß es wünschte, nur jetzt gleich aufgelöset zu werden, um den herzlichen Heiland zu sehen und sich nebst allen geretteten Sündern mit Ihm ewig zu freuen" (S. 93/94/95). Jetzt hatte Gottfried seinen Heiland gefunden.

So endigt hier auch seine Bekehrungsgeschichte. Ganz zuletzt aber wendet er sich noch in einer Fußnote an den „lieben Leser". Zweck seines „wahrhaften Berichts" ist ja nicht das Anschauen seiner eigenen Seligkeit. Er denkt an all die andern, seine Brüder in Christus, die vielleicht — noch heute! — Ähnliches erleben wie er, und er bittet sie, seine Geschichte als Exempel auch für ihr Leben zu nehmen. Er, Gottfried, sei der Beweis für Gottes überschwänglich große Gnade und ein wahrer Trost für alle, die gleich ihm sich um ihre eigene Seligkeit ängstigen. Denn das solle sich jeder arme oder eingebildete Sünder sagen: „Er hat diesen Mensch (Gottfried), der es doch, nach seinem eigenen Geständnis, grob genug gemacht, Gnade widerfahren lassen, nun so wird Er mich auch nicht lassen" (S. 96).

ZUR BIOGRAPHIE VON SAMUEL FELIX GÜNTZBURGER

von Prof. Dr. ERNST STAEHELIN, Basel

Im dritten Band der „Judaica"[1] wurde das Leben des aus dem Judentum stammenden und im Jahre 1740 zu Basel getauften Samuel Felix Günzburger aus Prag erzählt. Die Erzählung konnte aber nur bis zu der am 20. März 1744 erfolgten Aufnahme Güntzgers unter die Kandidaten des Ministeriums der Basler Kirche geführt werden, weil über sein ferneres Schicksal keinerlei Nachrichten bekannt waren.

Nun hat Dr. Johannes Oeschger bei der Katalogisierung des im Besitz des Frey-Grynaeischen Institutes zu Basel befindlichen Briefwechsels des Basler Theologen Jakob Christoph Beck[2] zwei Briefe

[1] Judaica, Bd, 3, 1947, S. 264ff.

[2] Über Jakob Christoph Beck (1711—1785) vgl. Ernst Staehelin: Johann Ludwig Frey, Johannes Grynaeus und das Frey-Grynaeische Institut in Basel, 1947, S. 135ff.